



Glaubenssachen

Sonntag, 7. April 2024, 08.40 Uhr

Schrumpfende Gemeinden, schwindender Glaube?
Anmerkungen zur Zukunft von Religion und Gemeinde
Von Mathias Greffrath

Redaktion: Florian Breitmeier
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2395
www.ndr.de/ndrkultur

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Neulich war ich in einem Planetarium, zum ersten Mal. Der unverschmutzte wolkenlose Himmel in der Kuppel leuchtete hell von tausenden von Galaxien im unendlichen Raum. Dann wechselte die Perspektive, in unsere Sessel versunken, sahen wir die Erde, wie von der Raumstation aus gesehen, und dann, immer kleiner werdend, von einem Punkt weit draußen im dunklen All. Tausende von Satelliten umschwirten unseren Heimatplaneten wie Mücken das Licht, ein dichtes Netzwerk aus Leuchtpunkten und Informationsträgern. Noosphäre hatte der Mönch und Mystiker, der Biologe und Evolutionstheoretiker Pierre Teilhard de Chardin ein solches wirbelndes Netzwerk aus Informationsströmen und Wissen und Spiritualität genannt. Ein geistiges Netz, das die Menschheit verbindet und die Erde umspannt. Noosphäre – Computertheoretiker, Informatiker und Erdwissenschaftler haben den schillernden theologischen Begriff übernommen, für ihr Versprechen eines höheren kollektiven Bewusstseinszustands der Menschheit, einer neuen Synthese der Wissenschaften, auch einer Weltmoral – das war jedenfalls einst die Hoffnung der Internetpioniere gewesen.

Drei Jahrzehnte später saßen an diesem Abend im Planetarium ein paar Dutzend junge Computerwissenschaftler unter dem virtuellen Sternenhimmel und der simulierten Erdkugel. Sie hatten zwei Tage lang über die technischen Probleme der Erdbeobachtung durch Satelliten debattiert, über das Sammeln von Daten über den Zustand der Erde, die Temperatur, die Verwüstungen, die Fischeschwärme, die Handelsströme. Da war es sehr technisch zugegangen – und nun wurde hier in drei virtuellen Dimensionen unter der Kuppel der Satellitenblick aus dem Weltall auf die Erde simuliert. Das war nicht neu für sie. Aber als die blau-grün-weiße Kugel sehr massiv über uns schwebte, umgeben vom Netz der Satelliten, da kam selbst unter diesen nüchternen Wissenschaftlern eine vibrierende und aufmerksame Stille unter dem künstlichen Sternenzelt auf, mit einer Beimischung von Staunen. So jedenfalls habe ich es empfunden und so hörte ich es am Atem meiner Nachbarn. Dann zoomten wir näher heran und konnten sehen, wie die Korallenkolonien am Great Barrier Reef ihre Farbe verlieren, wie Hurricane ihre Schneisen durch die Elendsviertel von New Orleans legten, die Waldflächen der Kontinente schrumpften. Und dann fragte eine junge Stimme aus dem Dunkeln den Referenten von der NASA, wie sich denn diese Erkenntnisse über die Verluste in Politik umsetzen? Eine Antwort gab es an diesem Abend nicht.

In der Tat fällt eine aufmunternde Antwort schwer. Die Wirklichkeit der Welt, so fasste es in einem Wort der Bischof von Limburg und Vorsitzende der Katholischen Deutschen Bischofskonferenz, Georg Bätzing, in seiner diesjährigen Fastenpredigt zusammen – die Wirklichkeit der Welt, sie ist „düster“. Angesichts von Klimakrise, Artenschwund, Ungleichheit, Terror und Krieg sei die „Bilanz der Zuversicht“, dass eine Lösung dieser Krisen gelingen könnte: „negativ“, ebenso wie die „Bilanz der Hoffnung“, dass die Mentalitäten sich ändern könnten.

Und zu diesen Mentalitäten gehört auch der christliche Glaube. „Wir haben viel verloren“ – so begann Georg Bätzing seine Predigt. „Viel zu viele haben uns den Rücken gekehrt.“ So zitierte der Bischof die jüngste Kirchenmitgliedschafts-

untersuchung, die einen „anhaltenden Niedergang“ in kalte Zahlen fasste. Der Mitgliederverlust ist rasant. Nur mehr 48 Prozent der Bevölkerung gehören einer der beiden großen Kirchen an“. Wenn die Austrittsrate so bleibt, dann wird sich die Zahl der Kirchenmitglieder in den nächsten 30 Jahren noch einmal deutlich stärker verringern, als von Forschenden der Universität Freiburg im Jahr 2019 vorausgerechnet. Damals ging man von einer Halbierung der Kirchenmitglieder bis zum Jahr 2060 aus - mit absehbaren dramatischen Folgen für die Einnahmen aus der Kirchensteuer. Es braucht nicht viel buchhalterische Phantasie, um sich auszumalen, was das bedeutet: Für die Zahl der Priester und Pastoren, der Kindergärten und Pflegeeinrichtungen, für die Möglichkeiten kirchliche Gebäude energetisch zu sanieren.

Aber nicht nur *viele* zahlende Mitglieder, sondern *viel* geht verloren, so heißt es in der Fastenpredigt. Viel ist schon verloren gegangen. Der Glaube nämlich. Der Glaube, dass es, so Bischof Bätzing, den „einen Gott gibt“, der in der Geschichte wirkt, „der sich in Jesus Christus zu erkennen gegeben hat“. Die Mehrheit der Bevölkerung ist „kaum noch religiös ansprechbar“. Die Säkularisierung treibt ihrem Ende entgegen. Der Glaube wird nicht mehr selbstverständlich von Generation zu Generation weitergegeben. Und wer das Beten nicht in der Kindheit lernt, der ist der Kirche und dem Glauben in den meisten Fällen fürs ganze Leben verloren.

„Heiliges“, so heisst es in der aktuellen Mitgliederstudie, „wird nicht erwartet, die Nachfrage nach Religion ist gering.“ Selbst unter den Kirchenmitgliedern. Wie steht es da um die Gegenwart Gottes in der Geschichte, um die tröstende Gewissheit des Bischofs in seiner Predigt: dass die „Wirklichkeit der Welt“, uns freundlich begegnet, dass sie auch heute „ein Entdeckungsort göttlicher Spuren“ ist?

Die Spuren scheinen bis zum Verschwinden verweht. Und das hat zu tun mit einem Prozess, der vor fünfhundert Jahren einsetzte und an dessen Ende Satelliten die Erde umkreisen. Eine Erde, die zunehmend erschöpft ist vom Sturm der Moderne, der vor einem halben Jahrtausend einsetzte, als die Naturwissenschaften den Anspruch auf ein Monopol bei der Welterklärung anmeldeten.

Gott und die Wunder wanderten aus der Welt aus, in dem Maße, in dem die Unbegreiflichkeit des Kosmos, die Katastrophen der Natur die Schmerzen des Leibes und die Wechselfälle des Lebens mit den Werkzeugen der Wissenschaft bearbeitbar wurden – die Entzauberung der Welt war auch ihre Entgöttlichung.

Die Seelen der Menschen leisteten lange hinhaltenden Widerstand. In der Vorstellungswelt vieler Glaubenden und den Predigten ihrer Geistlichen blieb der Himmel lange Zeit noch weiterhin oben, das Universum nicht kalt und unbewohnt, drehte sich die Sonne weiterhin um die Erde. „Brüder überm Sternenzelt muss ein lieber Vater wohnen“ heißt es noch in Schillers Hymne, aber immerhin: das ewige Leben, das die erste Fassung noch versprach, hat der idealistische Aufklärer in der späteren Fassung gestrichen. Der Abschied von beidem – dem Gott, der mich sieht und mich lieb hat, wie es im Abendlied von Matthias Claudius heisst und von der Verheissung des Lebens nach dem Tod – war hart und schmerzhaft. Aber allmählich

strömte in die Lücke, die dieser Abschied riss, eine neue Verheißung: das Fortschrittsversprechen der Aufklärung. Eine Welt ohne Hunger, mit wachsendem Wohlstand, längerem Leben in einer Gesellschaft der Gleichen würde möglich.

Nicht mehr das Evangelium, sondern der nüchterne Geist des Fortschritts, das eiserne Gesetz des Zinseszins brachten die Welt in der Neuzeit auf besondere Weise in Bewegung: Menschen, Maschinen, Rohstoffe. Es ist inzwischen allgemeines Wissen und nicht nur das von Wissenschaftlern, dass wir mit dieser exzessiven, naturverbrauchenden, von abstrakter Gier getriebenen Lebensweise kurz vor der Zerstörung der Lebensgrundlagen auf diesem Planeten stehen. Aber der universelle Aufschrei ist nicht zu hören. Nur ein Gott kann uns retten, dichtete der Philosoph Heidegger angesichts der Krise der Moderne, noch bevor der Konsumismus der letzten sechzig Jahre einsetzte. Aber welcher Gott könnte das sein? Wie steht es um die Rückbesinnung auf die Natur, auf das große Gegenüber, das in der christlichen Lehre keine große Rolle spielte?

Zu naturreligiösen und pantheistischen Gedanken jedenfalls, zur Gleichung Gott = Natur hatten die Theologen ein distanzierendes Verhältnis. Auch zu Goethe, der in der Natur das Heilige sah, das All-Eine.

In der kirchlichen Praxis wurden solche Töne geduldet, naturreligiöse Motive assimiliert. Vor allem in vielen lateinamerikanischen Ländern kann man Mariendarstellungen sehen, die alle Attribute der Pachamama tragen, der Großen Mutter Natur, die in allem webt und lebt. Das war ein unvermeidliches Zugeständnis an die frisch christianisierten neuen Untertanen der europäischen Kronen. Der aus Europa eingedrungene Gott aber blieb überirdisch.

Der Pantheismus hat bis heute keine starke Stellung im kirchlichen Betriebssystem. „Der Pantheismus ist nichts... was Bestand hat“, so zitiert der Theologe Hubertus Mynarek, der 1972 aus der Kirche ausgetreten war, Papst Franziskus. Franziskus, der doch wie keiner vor ihm in seinen Enzykliken Fürsprecher der Natur ist, lästerte Franziskus gar über das „Dio-Spray“, ein Gottes-Spray aller New-Age-Vorstellungen, über das „unpersönliche, spirituelle Bad im Kosmos“, über einen Gott, „der ein bisschen überall ist, ohne dass man weiß, was er ist“.

Aber was wäre falsch daran? Was ginge verloren, wenn an die Stelle einer massiven Gottesvorstellung eine Allgegenwart des Göttlichen im Kosmos träte?

Ihr findet mich im Licht, im Holz, im Stein – so spricht immerhin der Jesus im apokryphen Thomas-Evangelium, und die Religionsgeschichte legt nahe, dass die Gottesvorstellung im selben Maße massiv und konkretistisch wurde, wie die Verkirchlichung des Glaubens zunahm.

Ein diffuser Pantheismus muss nicht zu passivem oder nur ästhetischem Genuss führen, aber es stimmt: er ist zunächst einmal moralisch neutral. Eine Natur, die wir nicht als Subjekt denken, die fordert uns auch nicht zum Handeln auf, ebenso wenig wie das Wissen um sie. Und selbst die empathische Verbundenheit mit der Oberfläche der Welt kann sich in Mitleid oder romantischem Schwelgen erschöpfen.

Brauchen wir also Gott, oder so etwas wie Gott, um vom Wissen zum Handeln zu kommen? Vor einiger Zeit schon schlug der amerikanische Biologe Stuart Kauffman

genau das vor. Seine Idee: Die Kreativität des Universums, der Evolution, der Materie – diese universelle kreative Energie zu heiligen.

Es ist ein Angebot nicht ohne Poesie. Ein Beispiel nur: „Das Eisen in meinem Körper ist Staub erloschener Sterne. Das Erbe von Riesensternen, die plötzlich in sich stürzten und ihre Elemente weit ins tiefe Universums schleuderten, wo sie mit kosmischer Materie neue Sterne zeugten – und auch die Erde. Dank dieser weitgereisten Sternenasche verbrennt das Kraftwerk unserer Zellen die Nahrung und schenkt uns Energie. In uns glimmern Abermilliarden winziger Flammen – Abglanz längst verloschener Sternenfeuer aus den Weiten des Universums. In uns, den Gliedern einer kosmischen Kette, in der nicht nur für Sterne, sondern auch für uns jedes Ende ein Anfang ist.“

Der da so schön und weltfromm über die vierte Dimension menschlicher Lebewesen schrieb, das ist eben gerade kein Poet des New Age, sondern der verstorbene Biochemiker Gottfried Schatz, der die Mitochondrien, die Kraftwerke unserer Zellen erforscht hat. Und keines seiner poetischen Worte ist Metapher.

Die Poesie einer ununterbrochenen Kette des Seins, von den Galaxien bis ins Innerste der tanzenden Moleküle, aus denen wir bestehen – unser Innerstes verbunden mit dem Wirken kosmischer Kräfte – an vielen vorgeschobenen Bastionen der wissenschaftlichen Welterkundung wird ein Bild vom Universum sichtbar, das so unwahrscheinlich und so großartig ist, dass es in uns dieselben Gefühle wecken kann, mit denen Menschen seit jeher dem Heiligen begegnen: Ehrfurcht, Demut, Verehrung. Gefühle, die uns zum Handeln motivieren können. Es wäre angelehnt an religiöse Weltdeutungen aller Art – durchaus angelehnt an hinduistische und buddhistische Philosophen.

Der Biologe Stuart Kauffman schlägt vor, diese Kreativität des Universums *Gott* zu nennen. Ist das nötig? Das wäre schon deshalb problematisch, weil die Christen nur eine, wenn auch die mitgliedermäßig größte, unter den Religionen bilden, und keine der religiösen Eliten wohl auf ihre Kerndogmen verzichten würde. Aber brauchen wir denn überhaupt Gott, um die Welt zu retten?

Am Ende des 19. Jahrhunderts sah Friedrich Nietzsche ein böses Ende des neuzeitlichen Fortschritts voraus. Nach dem Ende des weißen, europäischen Imperialismus würde der Fortschritt nur noch global sein können, als eine „ökonomische Verwaltung der Erde als Ganzes“. Bloß keine Weltreligion, bloß keine Weltregierung, warnte er; der Weg dorthin würde die Menschheit zugrunde richten. Und den Anfang dieses Endes erleben wir vielleicht gerade. Es gehe vielmehr darum, dass die Menschheit sich „ökumenische, die ganze Erde umspannende Ziele stelle“, deren Maßstab eine „alle bisherigen Grade übersteigende Kenntnis der Bedingungen der Kultur“ sei. Das Wissen über unser großes Gegenüber, die Natur steigern, und das Wissen über uns selbst und unsere Schwächen und Möglichkeiten. Die Sprache solcher Wissenschaft könnte die Sprache sein, in der sich die Menschheit über die Lage verständigen und zur Einheit finden könnte.

Wir haben ja schon einige Institutionen, die sich in Ansätzen der Verwaltung des Planeten und seiner Stoffwechsel annehmen, das Schlimmste verhindern, die ein

planetares Bewusstsein vorbereiten. Aber sie stehen noch unter dem Druck der alten Interessen. Es fehlen uns Rituale. Und uns fehlt auch noch eine neue globale Sprache, in der unsere Erkenntnisse und die Aufforderung zum individuellen Handeln eine alltägliche, ja selbstverständliche Verbindung eingehen. Wäre das nicht so etwas wie eine Religion? Die unsere Epoche nicht als Endzeit, sondern als Anfang von etwas Neuem begriffe?

Wir haben viel verloren, aber wir sind nicht am Ende – so fasste Bischof Bätzing seine Fastenpredigt, seine Bestandsaufnahme zur Lage des religiösen Bewusstseins zusammen. „Aber eine ganz bestimmte soziale Form von Kirche, die in den vergangenen 150 Jahren prägend war, neigt sich dem Ende zu“.

Die alten Religionen, vor der Aufklärung und dem Wissenschaftlichen Zeitalter, waren Systeme der Welterklärung, Systeme des gesammelten Wissens; der Gebote für das Zusammenleben, und des Trostes für die Wechselfälle des Lebens, die Endlichkeit, das Unrecht, das erlitten wurde. Und Ihre Propheten waren die Warner vor Gefahren und Sittenverfall, die der Gemeinschaft drohten. Sie kritisierten überzogene Herrschaftsansprüche, Unterdrückung, Ausbeutung und Gewalt.

Das Wissen, wie es um uns steht – als Gemeinschaft, als Nation, als Weltgesellschaft – kommt heute aus der Wissenschaft, den Satelliten, den Statistiken. Was uns für eine globale Ökumene der Erdbewohner fehlt, sind Instanzen, die uns nötigen, an das zu glauben, was wir wissen. So sehr zu glauben, dass unser Wissen zum Gewissen wird. Institutionen, die leisten, was früher die Aufgabe der Propheten war: uns als Einzelne zum Handeln nötigen.

Zurück zu meinen Gefühlen im Planetarium: Der Blick auf den blauen Planeten und seine Unwahrscheinlichkeit, das wissenschaftlich gewonnene Wissen um seine Gefährdung, die Erkenntnis, das wir als einzelne, als Nationen, als Kulturkreis nicht überleben können – der Blick auf diese „Wirklichkeit der Welt“ kann den Boden lockern für die Entstehung einer neuen, ebenso aufgeklärten und wissenschaftlichen wie emotionalen Art der Rückbindung der einzelnen an das Schicksal der Erde. Rückbindung - das heisst auf lateinisch: Religio.

Handeln unter den Bedingungen der Wirklichkeit der Welt, so sagte es der 2018 verstorbene katholische Philosoph Robert Spaemann, heisst, sich mit anderen zusammentun, um die „alles Handeln vorprägende Systemstruktur zu einem Politikum werden zu lassen.“

Was hieße das für die schrumpfenden Kirchen unserer Breiten in Zeiten globaler Krisen und des daraus resultierenden dringenden Handlungsbedarfs? Zum Beispiel, den Konflikt mit der Politik nicht zu fürchten. Ungeduldig zu sein, unbequem und penetrant. Immer wieder auszusprechen, was alle längst wissen, aber noch nicht wahrhaben wollen, weil es unbequem ist, oder weil Politiker fürchten, unpopulär zu sein. Auf die radikale Kritik des Papstes an Kapitalismus, Naturzerstörung und Klimawandel, Ungleichheit und Gewalt nachhaltige Aktionen folgen zu lassen. An die

Wurzeln zu gehen, und das heisst: radikal sein. Stachel in der Stagnation zu sein. So fragte der katholische, in ökologischen Fragen engagierte Schriftsteller Carl Amery, ob der totale Markt, ob ein Wirtschaftssystem, das in die ökologische Katastrophe treibt, ob der „Mammonismus“, ob all das nicht unvereinbar mit dem christlichen Glauben sei, so wie in Frühzeiten das Goldene Kalb. Und er riet zur Konfrontation, zu einer Unvereinbarkeitserklärung von Christsein und der, wie auch immer gearteten Mitwirkung an einer menschenverachtenden Wirtschaft, einem weltvernichtenden Konsum, einem totalen Markt, einer machtbesessenen Politik. Was die Politik nicht kann oder aus guten oder weniger tapferen Gründen nicht will: die Kirchen könnten es: anstrengend zu sein – für die vielen Menschen, die ihr Leben ändern müssen, damit wir auch in Zukunft dem Auftrag aus dem Buch Genesis folgen können: unsere Erde zu bebauen und zu bewahren.

* * *

Zum Autor:

Mathias Greffrath, Soziologe und Autor; schreibt u.a. Essays für den Norddeutschen Rundfunk, Zeit und Süddeutsche Zeitung, die deutsche Ausgabe von le monde diplomatique und die tageszeitung